

Ariane Widmer Pham heute selbstständige Architektin und Urbanistin, setzt sich in ihren Tätigkeiten für eine qualitativ hochwertige Stadtentwicklung ein. Ihre Kenntnisse bringt sie in mehreren Stiftungen als Stif- tungsrätin und als Vorstandsmitglied in Vereinen ein, die im Bereich Raum und (Bau-)Kultur wirksam sind. 2022 wurde sie mit dem Preis der Stiftung Brandenberger für ihr berufliches Enga- gement im Dienste der Raumplanung als kollektiver Akt für eine nachhaltige Entwicklung ausgezeichnet.

Z’Basel am mym Rhy

Eine besungene Stadt ist eine Stadt, die man liebt. Das sagt uns das Basler Lied «Z’Basel am mym Rhy». Es führt uns durch die Strassen von der Pfalz, dem Münsterschulhaus, der «breiten Bruck» und über den Petersplatz bis in die St. Johannis-Vorstadt. Die Strophen wecken Erinne- rungen und erzählen von der Landschaft, in die die Stadt eingebettet ist. In wenigen Strophen fasst «Z’Basel am mym Rhy» zusammen, was bis heute die Identität dieser Stadt bestimmt und sie lebenswert macht.

Hört man dem Lied aufmerksam zu, wird die Bedeutung öf- fentlicher Orte als Identitätsmerkmale deutlich. Zwei Jahr- hunderte, nachdem diese Strophen geschrieben wurden, stellen wir fest, wie sehr die Städte und ihre öffentlichen Räume durch die explosionsartige Zunahme des Individual- verkehrs geschwächt und zerstört worden sind. Die indivi- duelle Mobilität, verbunden mit dem Wachstumsboom, hat zur Entstehung periurbaner Räume und zu einem Ungleich- gewicht zwischen Wohnen und Arbeiten geführt. Ab den 1970er Jahren etablierte sich das Auto im städtischen Raum und die Zentren entvölkerten sich zugunsten einer zuneh- mend grassierenden Büronutzung. Fortan bestimmten die Erreichbarkeit der Innenstadt und der Verkehrsfluss die Pla- nung des Stadtraums. Dabei stand nicht mehr die Qualität des Raums, sondern seine Funktionalität im Vordergrund: seine Fähigkeit, wachsende Verkehrsströme aufzunehmen und den Transit zu erleichtern.

Die Folgen dieser Entwicklung wurden in einer anderen Version von «Z’Basel am mym Rhy» aufgenommen. Der Bas- ler Chansonnier Aernschd Born veränderte den ursprüng- lichen Text, um darin die Luftverschmutzung, den Autostau «uff dr Breite Brugg» und den zur «Gülle» gewordenen Rhein anzuprangern. Ein neues Verständnis setzte sich langsam durch und brachte Einwohnerinnen und Einwohner dazu, sich für den Erhalt ihrer Stadt einzusetzen. Erinnern wir uns an den Appell der Basler Annemarie und Lucius Burckhardt. Sie kritisierten mit Vehemenz das Desinteresse der Planen- den am Kulturerbe und forderten bereits damals ein «Weiter- bauen».

Ein breiter Bewusstseinswandel fand jedoch erst Ende der 1990er Jahre statt. Die Situation war unbestreitbar: Zahl- reiche Einwohnerinnen und Einwohner waren aus der Stadt weggezogen und hatten sie den Alten, Armen und Auslän- dern überlassen. Die Städte, nicht nur Basel, waren zu so- genannten A-Städten geworden.

Zu diesem Zeitpunkt setzte eine neue Welle der Rückerobe- rung des urbanen Raums ein. Das Bild der Stadt verändert sich und die Lebensqualität soll gestärkt werden. Die Trans- formation der Industriebrachen in neue Stadtviertel beginnt. Die mit Parkplätzen überladenen Stadtzentren werden vom Auto befreit und umgestaltet, neue Plätze entstehen und aus Gleisen wachsen Parkanlagen. Auch in den Quartieren werden Strassen schrittweise den Bewohnerinnen und Be- wohnern zurückgegeben.

Trotz dieser Errungenschaften bedrohen heute neue ökologische und soziale Probleme abermals die Lebens- qualität in den Städten. Diese Herausforderungen verlangen von der Stadtplanung, die begonnenen Regenerations- und Sanierungsprozesse zu beschleunigen und zu intensivie- ren. Nur so wird es möglich sein, die Lebensqualität in den Städten auch weiterhin zu erhalten.

Um zu verstehen, wie dies funktionieren könnte, kehren wir doch zu den Worten unseres Basler Volksliedes zurück.

Z’Basel an mi’m Rhi,
io dört möchti sy!
Weiht nit d’Luft so mild und lau,
und der Himmel isch so blau
an mi’m liebe Rhi.

In der Münster Schuel,
uf meim herte Stuehl,
magi zwor iez nüt meh ha,
d’Töpli stöhn mer nümme a
in der Basler Schuel.

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallt’s.
O wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überall,
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck,
für si hi und z’ruck,
nei, was sieht me Here stoh,
nei, was sieht me Jumpfere goh,
uf der Basler Bruck!

Wie ne freie Spatz,
uffem Peters Platz,
fliegi um, und ’s wird mer wohl,
wie im Buebe-Kamisol,
uffem Peters Platz.

Uf der grüne Schanz,
in der Sunne Glanz,
woni Sinn und Auge ha,
lacht’s mi nit so lieblich a,
bis go Sante Hans.

’s Seilers Rädli springt;
los, der Vogel singt.
Summervögeli jung und froh
ziehn de blaue Blume no.
Alles singt und springt.

Und e bravi Frau
wohnt dört ussen au.
«Gunnich Gott e frohe Mueth!
Nehmich Gott in treui Huet,
liebi Basler Frau!»

Erinnerung an Basel. An Frau Meville,
Johann Peter Hebel, 1806

Das Gedicht «Erinnerung an Basel» wurde von Johann Peter Hebel (1760 – 1826) um 1806 in alemannischer Mundart ver- fasst. Susanne Miville-Kolb gewidmet, beschreibt es die Erinnerung des Wiesen- taler Dichters an Basel und ist heute als Basler Volkslied «Z’Basel am mym Rhy» bekannt. Hier abgedruckt ist der Text aus der Erstausgabe J. P. Hebels sämtli- che Werke. Zweiter Band. Allemannische und hochdeutsche Gedichte, Karlsruhe 1834, S. 34 – 36.

Aber uf der Pfalz alle Lüte gfallt’s
Eine schöne Stadt ist begehrenswert.

Die Idee von Schönheit und Ästhetik ist untrennbar mit der Geschichte der Städte verbunden. Die Künstler der Renais- sance malten die ideale Stadt in ihren Fresken. Die Bewe- gung zur Verschönerung der Städte im späten 19. Jahrhun- dert war eine Reaktion auf die Folgen der Industrialisierung und prägte die Stadtentwicklungen dieser Zeitperiode.

Der gegenwärtige Rückeroberungsprozess ist noch lan- ge nicht abgeschlossen. Das Bevölkerungswachstum und die Komplexität der Innenentwicklung verschärfen die Lage. In einem immer kleiner werdenden Raum muss ein stetig wachsender Bedarf an Wohnungen und öffentlicher Infra- struktur gedeckt werden. Diese Dynamik belastet das städ- tische Erbe und macht jedes Grundstück zu einer begehrten Renditequelle.

In diesem Kontext ist eine hochwertige Baukultur¹, die möglichst von allen Akteuren der Stadt mitgetragen wird, von entscheidender Bedeutung. Denn eine hohe Baukultur trägt dazu bei, die Transformation der Stadt sensibel und differenziert zu gestalten. Sie basiert auf einer transparen- ten GouVERNanz sowie auf qualitätsfördernden Prozessen. Dadurch rücken Fragen der Komposition, der Gestalt und des Raumes wieder in den Mittelpunkt der Debatte. Eine sorgfältige Auseinandersetzung mit dem spezifischen Kon- text ermöglicht es, Banalisierung zu vermeiden.

Eine Stadt zu einer lebenswerten Stadt zu entwickeln, bedeutet jedoch nicht nur, sie zu verschönern. Dieser Pro- zess bedingt auch, sich kontinuierlich um Gleichgewichte zu kümmern. Das stetige Abwägen divergierender Interes- sen gehört zum urbanen Transformationsprozess, denn nur so kann das Gemeinwohl immer wieder neu erdacht werden.

Und e bravi Frau wohnt dört ussen au
Sich daheim fühlen. Ein weiterer Grund, seine Stadt zu lieben.

Das Zuhause bildet für die Bewohnerinnen und Bewohner den ersten Ankerpunkt. Von hier aus können erste Nach- barschaftsbeziehungen und ein Gefühl der Zugehörigkeit entstehen. Um dieses Gefühl des «Sich daheim Fühlens» zu unterstützen, müssen die Wohnungstypologien und die Gestaltung der Quartiere an die unterschiedlichen Lebens- weisen angepasst sein. Gebäude und Quartiere können in ihrem jeweiligen Massstab gemeinschaftliche und öffentli- che Räume bieten – einen Hof, einen Garten, einen kleinen Platz oder eine Strasse –, die Begegnungen und Aneignung ermöglichen. Die Schule, der Lebensmittelladen, ein Bus und weitere Dienstleistungen bieten alles Notwendige für eine 10-Minuten-Nachbarschaft.

Die Nachverdichtung bietet die Chance, die Vielfalt und Intensität des Austausches zu stärken.

Summervögeli jung und froh, ziehn de blaue Blume no
Eine lebenswerte Stadt muss auch den Bedarf an Natur erfüllen können.

Die Stadt hat lange Zeit eine unumstrittene Abhängigkeits- beziehung mit der sie umgebenden Landschaft gepflegt. Platz für Gärten und Wiesen war in der Stadt vorhanden, und die freie Natur begann unmittelbar vor der Tür. Doch mit der zunehmenden und systematischeren Versiegelung sowie der wachsenden Zersiedelung wurde der städtische Raum zunehmend grauer und die Verbindung zur Natur als Lebens- grundlage ging immer mehr verloren.

Heute verlangt der Klimawandel von uns ein dringen- des Handeln. Der Erhalt von unbebautem Boden, das Pflan- zen von Bäumen, die Schaffung ökologischer Korridore so- wie die Freilegung und Renaturierung von Gewässern im städtischen Gefüge sind allesamt Mittel, um unser Wohler- gehen im urbanen Raum zu sichern.

All diese Massnahmen bringen verlorene Qualitäten zu- rück. Sie erlauben es, den «socle du vivant» zu stärken, und verhelfen dazu, das Leben in der Stadt wieder mit der Natur zu verbinden.²

Uf der breite Bruck, für si hi und zruck
Die jüngste Vergangenheit hat uns gelehrt, wie sehr die Lebensqualität in einer Stadt von der Qualität ihrer öffentlichen Räume abhängig ist.

Bis zur Moderne wurden Strassen und Plätze als «Stadträu- me» konzipiert. Sie gehörten der Gemeinschaft und dienten vielfältigen Zwecken. Danach gewann die «zweidimensiona- le» Raumplanung die Oberhand und der Strassenraum orde- nete sich einer funktionellen Hierarchisierung unter. Zum Verkehrsraum geworden, zerschnitt er die Stadt in mono- funktionale, einfarbig eingefärbte «Zonen», um eine mög- lichst rasche und hindernisfreie Anbindung an das über- geordnete Autobahnnetz zu schaffen.

Die heutige Stadtplanung steht vor der grossen Heraus- forderung, diesen Prozess der Machtübernahme des Autos im öffentlichen Raum umzukehren. Der Strassenraum muss in seinen Nutzungen neu verhandelt werden. Jede Interven- tion bietet hier die Gelegenheit, neue Qualitäten zu schaf- fen oder Hindernisse aufzuheben, um Quartiere (wieder) miteinander zu verknüpfen und Gehdistanzen zu verkürzen. Es bedingt einen komplexen Prozess, um den verschiede- nen Interessen im öffentlichen Raum gerecht zu werden. Das Silodenken muss durch ein globales und integratives Verständnis ersetzt werden.

Wie ne freie Spatz uffem Petersplatz
Eine Stadt ist ein lebendiger, sich wandelnder Organismus.

Die gesellschaftlichen Werte und die ständige Veränderung unserer Lebensweisen spiegeln sich in der Stadt wider. Un- sere Bedürfnisse und Wünsche formen und erneuern die Stadt laufend.

Ein breiter Dialog ist die Grundlage für eine sorgfältige Gestaltung dieses Transformationsprozesses. Sich daran zu beteiligen hilft, sich als Teil davon zu fühlen. Explorative und innovative Ansätze schaffen neues Wissen und fachli- che Kompetenzen. Sie eröffnen unerwartete Wege zum The- ma Ressourcenschonung und Kreislaufwirtschaft. Durch Nachverdichtung können überraschende und poetische architektonische und städtebauliche Formen mit einer neuen Ästhetik entstehen. So können unerwartete und wünschens- werte Zukunftsszenarien skizziert werden.

Sich eine positive Zukunft vorzustellen und selbst Ak- teurin oder Akteur des Wandels zu werden, ist eine Chance, die man ergreifen sollte. Schliesslich entsteht heute die Stadt von morgen, in der wir weiterhin gemeinsam singen möchten: «Jo dört möchti si!»

1 Vgl. Erklärung von Davos 2018, Davos Qualitätssystem für Baukultur, Acht Kriterien für eine hohe Baukultur.



2 Der Begriff «socle du vivant» stammt aus dem Bericht Vision territoriale transfrontalière 2050 du Grand Genève, 2024.

